

Nimmer heimatlos!

Gedanken und Erinnerungen von Peter Schneider

(Fortsetzung.)

Diesen Faden muß ich noch ein wenig weiterspinnen. Wir wissen ja schon: Der „afsoziale“ Mensch, der Gesellschafts- und Ordnungsfeind, ist ganz besonders ein Überbleibsel aus gesellschafts- und ordnungslosen Tagen der Menschheit. Ich lernte in meiner Jugend Leute kennen, die in der Mitte zwischen dem Harmlos - Grotesken und dem Gefährlich-Urmenschenhaften standen, bei denen sich das Komische mit dem Wilden mischte. Eine in unserer Nähe lebende Familie war in der ganzen Stadt berüchtigt wegen ihrer urwüchsigen Kraft und Ungeschlachtheit; diese Leute tranken unbändig, wenn sie Geld hatten, dazwischen „schafften“ sie auch wieder. Lächeln muß ich heute, wenn ich an ein persönliches Erlebnis mit ihnen zurückdenke; ich war damals Gymnasiast von etwa achtzehn Jahren. Uns war auf einem Kartoffelfeld, nach schon vorausgegangenen kleineren Diebstählen, über Nacht ein ganz großes Stück ausgeräumt worden, und die Spuren wiesen bestimmt nach dem Hause jener Familie. Meine Mutter, schon jahrelang Witwe, veranlaßte eine Haussuchung, und richtig standen pralle Säcke mit den uns gestohlenen Kartoffeln dort in der Wohnung. Der Schützmann war noch keine Viertelstunde weggegangen, da erscholl wildes Geschrei vor unserem Hause. Noch ehe ich recht begriff, daß einer von der Sippe mit seiner Schwester draußen stand, stürzten auch schon mit Geißlirr die Scheiben unseres Küchenfensters herein, und die beiden zogen unter wüstem Schimpfen ab. Aber sie schienen mit dem Ausmaß ihrer Rache noch nicht recht zufrieden, und ich sah, daß sich das Weib mit dem Reishaken bewaffnete um wiederzufehren und gründlichere Arbeit zu schaffen. Ich sprang in den Hof, riß das Holzbeil aus dem Hackstock und stellte mich, als Verteidiger von Mutter und Haus, zitternd vor Wut in den Haustgang hinter die Tür, in Erwartung der Kommanden, zu allem bereit. Es war vielleicht für die Beteiligten insgesamt ein Glück, daß sich jene, wohl durch eine Warnung veranlaßt, auf halbem Weg anders besann und wieder umkehrte. War dies aber nicht eine Szene, die, wie von einem großen Spielleiter der irdischen Komödie zum Spott ein paar Jahrtausende zu spät aufgezogen, besser vor den Eingang einer Höhlenwohnung im Jura und in das Jahr 4 000 vor Christus als in die gesittete neuzeitliche Sankt-Getreustraße und ins Jahr des Heils 1900 gepaßt hätte? Und so haftete auch diesem Vorgang etwas Groteskes an. Jene Sippe aber leistete sonst noch Erstaunliches, das aus dem Rahmen unseres Kulturfreises vollkommen herausfiel. Der eine Bruder des Fensterzertrümmerers, ein durch Unglücksfall schwer beschädigter Gelegenheitsarbeiter, bestieg an einem Sonntag vormittag während der Messe plötzlich die Kanzel der Martinskirche in Bamberg und begann vor der bestürzten Gemeinde eine Art wirrer Predigt zu halten. Jahre zuvor war sein Vater während der Michelsberger Kirchweih von Frau und Kindern daheim eingesperrt worden, weil er schon angeheiratet war und sie ihn in diesem Zustand nicht auf dem Festplatz haben wollten; zugleich hatten sie ihm vorsichtshalber die Kleider verräumt. Aber der Alte stieg durch ein Fenster aus und erschien plötzlich zur ungeheuren Heiterkeit der einen und zur gleich großen Entrüstung der anderen Kirchweigäste im Hemd auf dem Tanzboden! —

Ich würde bei diesen Dingen wohl nicht so lange verweilen, wenn mir nicht aus der Geschichte meiner eigenen Familie Züge bekannt wären, die das Groteske zum mindesten streiften. Freunde, wie soll man das bezeichnen, daß mein Vater zusammen mit seinen Vettern und anderem Jungvolk des Berges, als der verlassene Friedhof von Sankt Getreu durch einen Neubau angeschnitten worden war, mit den Röhrenknochen der Ahnen die Nüsse von den Bäumen warf? ... Meines Großvaters habe ich schon kurz gedacht. Er, Lorenz Schneider, geboren 1792, war wie sein Vater Nikolaus Schneider eine — ich will mal sagen: Säkularisationserscheinung; oder deutlicher: Sie waren beide Opfer der Säkularisation. Laßt mich bei diesem für unsere fränkischen Lande so inhaltschweren Wort und bei dieser so schicksalschweren Sache ein wenig verweilen; einmal müßte es in diesen Gedanken und Erinnerungen ja doch geschehen; ich komme schon wieder auf meine Vorfahren zurück. — Man müßte ein stümperhafter Beurteiler der Geschichte sein, wollte man glauben, die weltliche Herrschaft der geistlichen Fürsten hätte um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts noch erhalten bleiben können. Ihre Zeit war um, und vom Standpunkt der Kirche aus gesehen muß die Säkularisation geradezu als ein Segen betrachtet werden. Doch zweierlei hätte dabei anders sein können, zweierlei muß ich bedauern. Das eine war dies, daß es nicht gelang und vielleicht nicht gelingen konnte, aus den ostfränkischen geistlichen und weltlichen Kleinstaaten des alten Reiches ein stammestümlichес Fürstentum oder Königreich zu bilden, das in seinem Umfang dem frühmittelalterlichen Herzogtum Ostfranken entsprechen müssen: von der Fulda bis zur Altmühl und vom Neckar bis zur Thüringer Saale; ein Land, ebenso groß oder noch größer, ebenso ehrenreich oder noch ehrenreicher als Baden, Sachsen und Württemberg. Warum es nicht gelang, bleibe unerörtert; ich will keine geschichtliche Abhandlung schreiben. Genug, Franken wurde unter Staaten aufgeteilt, von denen die Mehrzahl stammesfremd war; der Hauptteil kam an das stammesfremde Bayern. Man könnte darauf hinweisen — und es ist schon geschehen — daß die in Bayern damals herrschenden Wittelsbacher ja dem pfälzischen Zweig des Geschlechtes angehörten, mithin Rheinfranken und also immerhin Franken waren. In der Tat, diese pfälzischen Wittelsbacher, diese Heidelberger, diese Zweibrücker, diese Jülicher waren nicht nur kulturell ihrem bairischen Ursprungsland völlig entfremdet worden, sie hatten auch blutmäßig mit Bayern fast nichts mehr zu tun. Aber das blieb belanglos für die innere Politik des Königreichs; diese war kultureinheitend (nur darauf kommt es mir an.) — Ich höre in meine Ohren: „Das ist ja alles vorüber. Ins Frankenland träufeln keine andersartige Kultureinflüsse mehr und zersezten das fränkische Bewußtsein. Warum frohlockst du nicht?“ Ich frohlocke nicht, weil in der langen Zeit von fünfviertel Jahrhunderten viel zu viel ausgelöscht worden ist von dem, was nicht hätte ausgelöscht werden sollen; weil mich dies zu einem schweren, entbehrungsreichen, enttäuschungsvollen Kampf gezwungen hat, dessen Notwendigkeit mich nicht mit Freude erfüllt; und weil ich nicht weiß, ob alles wieder gutgemacht werden kann. Doch lassen wir dies jetzt; — das zweite, was im Zusammenhang mit der Verweltlichung der fränkischen Heimatstaaten, der geistlichen meine ich, geschah, erfüllt mich nicht nur mit Bedauern, sondern heut' noch mit Zorn, mit Erbitterung. Es war die Art und Weise, wie die Beauftragten der neuen Regierung mit dem Kulturgut verfuhrten, das sie in ihren Staat hätten

hinüberbringen sollen. Zerstörung und Verschleuderung waren die Kennzeichen eines Verfahrens, für das wir Spätgeborenen das treffliche Wort Kulturbolschewismus zu benützen in der angenehmen Lage sind. Ich begreife nun einmal nicht — um einen Fall aus der zahllosen Menge herauszugreifen, — warum es nötig gewesen sein soll, daß die Kirche von Münsterschwarzach, ein Meisterwerk Balthasar Neumanns, vom Erdboden verschwand, und ich hasse den Geist, dem solches entsprang.

In diese Vorgänge nun waren meine väterlichen Vorfahren eng verschlungen. Ich muß ein Wort meines Urgroßvaters erwähnen, das die Ohrenzeugin, im Jahre 1803 ein kleines Mädchen, in ihrem Gedächtnis bewahrt und weitererzählt hat. Mein Urgroßvater und das Mädchen waren dabei, als Körbe, vollgefüllt mit wertvollem Kirchengerät und Kunstgegenständen, „aus dem Tempel Jehovas geraubt“, bereit standen, um fortgeschleppt zu werden. Neugierig schaute das Kind in einen der Körbe hinein; und Nikolaus Schneider sagte zu ihm: „Da lang nei, Babettla, und nimm dir auch was mit zum Andenken.“ Aber das Kind erwiderte: „Das wär' ja g'stöhln!“ „Ach“, sagte mein Urgroßvater, „du nimmst's ja nur einem viel größeren Dieb wieder ab“... Wie hätte er anders denken sollen? Er, bis dahin landwirtschaftlicher Angestellter in der Abtei, wurde arbeitslos, brotlos durch den neuen Staat. Im Gesundheitsdienst, als Heilgehilfe würden wir heute sagen, fand er dann einstweilen Verwendung. Aber bei der ersten Kranken- oder Verwundetenüberführung stieckte er sich mit dem Flecktyphus an, den die naturgemäß verwanzten Kriegsheere der napoleonischen Zeit damals über Europa verbreiteten, und starb daran. Sein Sohn aber, mein Großvater, ein vielversprechender Knabe, wurde durch die Aufhebung des Klosterstifts jäh aus dem Studium herausgerissen, dem er sich an der Abteischule — einem Privatgymnasium älteren Stils — hatte widmen können. Zur Weiterbildung fehlten durchaus die Mittel; denn alles, was bisher mit den geistlichen Stiften zusammengehangen hatte, verarmte urplötzlich und zwarrettungslos auf Jahrzehnte hinaus. Lorenz Schneider kam, wie berühmtere Männer vor ihm, zu einem Schuster in die Lehre. Das fraß an der Seele des jungen Menschen; er suchte nach dem Urheber aller Wirrungen der Zeit und seiner eigenen Schädigung und fand ihn — in Napoleon. Als der Gewalthaber 1806 zum vernichtenden Schlag gegen Preußen ausholte und anfangs Oktober in Bamberg einzog, da fasste mein Großvater den Plan, Napoleon umzubringen. Und jetzt begann die Groteske. Der Kaiser mußte, wenn er zu der Neuen Hofhaltung auf dem Domberg gelangen wollte, durch die Straßenenge der Schütt fahren, die später in Karolinenstraße umgetauft wurde. Darauf baute Lorenz Schneider seinen Plan. Er verschaffte sich Zutritt zu einer Dachkammer in einem hochgiebeligen Haus (es steht noch so wie damals), brachte einen großen Korb hinauf (einen Huddelkorb) und füllte ihn heimlich mit Pflastersteinen bis zum Rand; fuhr der Verhaftete unten vorbei — er würde langsam fahren müssen an dieser Stelle — so wollte er den Korb umstürzen und den Korsen zerschmettern! Wäre die Tat gelungen, so wären vermutlich auch diese Zeilen niemals geschrieben worden. Doch es kam anders. Die Straßenränder, die Fenster sind alle schon von Menschen dicht besetzt. Zwei junge Burschen suchen unten nach einem Ausguck. Sie entdecken das merkwürdigerweise noch unbesetzte Dachfenster, stürmen ins Haus, die Stiegen hinauf; die Kammertür ist von innen verschlossen; sie stemmen sich dagegen, brechen sie auf — drinnen

steht, nun sehr erschrocken, ein junger Bursche, vor sich auf dem Fensterbrett einen riesigen Korb; was will er damit? Gleichviel: nach kurzem Wortwechsel werfen sie den Korb in die Kammer herab, legen sich ins Fenster — und drunter fährt der Kaiser der Franzosen, der Freund und Beschützer des Landesherrn, unter dem echten oder gefälschten Jubel der Bevölkerung sicher vorbei! —

Vor mir liegt ein Lichtbild meines Großvaters aus seinen älteren Jahren, ein Sitzbild, hergestellt etwa 1858 von G. Gattineau in Erlangen. Ich sehe den hochgewachsenen, schlanken alten Herrn und suche in seinen Zügen nach rassischen oder sonstigen Voraussetzungen für jenen knabenhafsten Anschlag mit untauglichen Mitteln und für das Groteske dieser ganzen Geschichte. Ich sehe die hohe Stirn, die sehr hellen Augen mit den gegen die äußersten Winkel herabgesunkenen Wülsten, die kräftige, an der Spitze etwas verdicke Nase, die schmalen, waagrechten Lippen, das gegen die Stirn sehr niedrige Untergesicht: und da ich nicht leichtfertig genug bin, aus dem Befund ohne weiteres das herauszulesen, was ich vielleicht selbst gern herauslesen möchte — so frage ich mich, ob nicht die Umwelt, in der er aufwuchs, ob nicht seine Vaterstadt für das von mir Erzählte verantwortlich zu machen ist. Was vermag die Umwelt auf den Menschen? Nicht alles, was man früher von ihr glaubte; aber auch mehr, als man heute vielfach von ihr anzunehmen geneigt ist. Die Umwelt kann nicht, wie man einst meinte, unmittelbar erbste Veränderungen hervorbringen: Das Gebirge macht nicht durch seine Luft und sein Licht oder sein Wasser lange Schädel schlechtweg kürzer, die Ebene kurze Beine nicht länger, der Süden verdunkelt helle Augen nicht, der Norden erhellt die dunklen nicht durch unmittelbar ändernde Kraft. Aber die Umwelt übt Reize aus und zwingt den Menschen darauf zu antworten, so oder so, führt durch die verschiedene Art der Antwort zur Auslese der für die Umwelt Geeigneten und durch Kreuzung dieser Geeigneten zur Erbfestigkeit; und in diesem Sinn bringt die Umwelt neue Rassen hervor, hat sie hervorgebracht. Die gewaltige Macht der Umwelt beruht aber vor allem auf der Unaufhörlichkeit ihrer Reizwirkungen über all den Wechsel der Menschengeschlechter durch Jahrtausende. „Wölbt sich der Himmel nicht da droben? Liegt die Erde nicht hier unten fest?“ ... Nur wenn sie sich selbst wesentlich ändert, ändern sich auch ihre Reizwirkungen wesentlich. — Es ist aber von einer besonderen Art der Reize noch zu sprechen: von jenen, die dem Sonnenschein zu vergleichen sind. Was nützen alle Keime, die im Boden schlummern, wenn nicht der Sonnenmund sie zum Leben führt? Die Eigenart einer Umgebung weckt „konforme“ (übereinstimmende, entsprechende) Seelenstimmungen und Begabungen, die in einer ihnen nicht entgegenkommenden Umwelt ruhig weitergeschlummert hätten. Und da behauptet ich denn, daß die Heimatstadt meines Vaterstammes, die ich oben schon ein schönes Ungeheuer nannte, kraft ihrer verschiedenartigen und gemischten landschaftlichen, baulichen und menschlichen Wesenszüge voll ist von Geheimnissen, Seltsamkeiten und Wunderlichkeiten, als „Stadt der Wunder und der Träume“, wie sie ein zu ihrem Lobpreis geschriebenes Büchlein treffsicher nennt. Und ganz gewiß ist auch die Seele meines Großvaters durch diese Umwelt auf das Seltsame, Groteske hingelenkt worden. Übrigens hat ja die wunderliche Stadt einen ungleich viel bekannteren Zeugen für ihre geheimnisvollen Kräfte. Wir wissen, wo die Sonderbegabung Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns gleich einer Knospe aufgebrochen

ist: nicht in Königsberg, nicht in Plock oder in Dresden, sondern in Bamberg. Ja, hier konnte ein toller Kapellmeister Kreisler leben, hier konnte ein Bruder Medardus aus einem harmlosen Fläschchen den Duft der Elixiere des Teufels in sich ziehen. Hier konnte hinter dem Laubumspinnenden Sankt Nepomuk im wasserumrauschten Hain der Hund Berganza plötzlich den Mund öffnen und stöhnend ausrufen: „Grausames Verhängnis! Verfluchte Cannizares, so ist denn deine Wut auch noch mächtig im Tode?“

In der Tat, die alten Römer, dieses Gemisch von Verstand und Wunderglauben, täuschten sich nicht: Es gibt einen Genius loci und er lässt sich meist sogar wissenschaftlich beschreiben. Sein Kleid zu weben trägt die Natur wie der Mensch bei. Weil aber dem so ist, kann sich der Genius loci verändern, denn die Natur wie die Menschheit ist veränderlich. Gehen bei der Natur — wir sprachen oben davon — wesentliche Veränderungen meist nur in großen Zeiträumen vor sich, so kann sich in kleineren Einzelzügen und innerhalb enger Bezirke ihr Aussehen durch Katastrophen sehr rasch, durch Entwicklung verhältnismäßig schnell wandeln. Läßt den Hafen von Pisa versanden, so wird aus der von flutendem Handelsleben erfüllten Seestadt ein verträumter Binnenort: Der Genius loci ist kaum mehr zu erkennen. Rascher verändern sich die Menschen: „mit den Zeiten“, sagt ein altes Wort. Wie? Bleibt der Mensch nicht immer derselbe? „Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem Schlag und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.“ Nun, das Wort Goethes spricht nur vom Artbegriff, im gleichen Sinne wie wir sagen: Art lässt nicht von Art. Aber in dreifachem Sinn verändert sich die Menschheit wirklich. Zunächst, als Ganzes genommen, in ihrer Entwicklung vom Triebhaften zum Verstandesmäßigen, in jener ungeheuren Entwicklung, deren furchtbares Ende ich hier verschweigen muß. Immer gebildeter wird darum, Volk ab Volk auf, der Genius der Menschheit, immer gelehrter, immer vernünftiger. Das gelegentliche, von geheimer, undeutlich bewußter Angst gestachelte Aufbäumen von Völkern, von Geschlechtern gegen diese Entwicklung bringt vorübergehend eine gewisse Rückwärtsveränderung herbei, scheint den Genius zu verjüngen. Eine zweite, aber nunmehr räumlich begrenzte Veränderung wird durch Rassenmischung hervorgerufen: wenn durch ungünstige oder unfolgerichtig fortgesetzte Mischung ein neues Volk entsteht, dessen ursprüngliche Wesenszüge in ihren Umrissen nun an Deutlichkeit eingebüßt haben, oder — ein seltener Glücksfall — wenn räumliche Abgeschlossenheit während des Vorgangs der Kreuzung ein neues, günstiges Rassenbild erscheinen lässt (die Japaner sind dafür ein überaus eindrucksvolles Beispiel). Und endlich gibt es noch eine ganz eigentümliche Veränderung des Menschheits-Erscheinungsbildes, die man in ihrem Ursprung erkannt haben muß, um ganze Kulturen zu verstehen. Diese Art von Wandlung ist nur bei Völkern von großer rassischer Spannweite der Seele und großer Mannigfaltigkeit der Seelenkräfte möglich. Ein solches Volk lässt zu Zeiten, auch ohne Rassenmischung, gewisse Eigentümlichkeiten seines Wesens stärker hervortreten als zuvor und scheint daher anders geworden zu sein. Es scheint z. B. in dieser Zeit irgend einem bedeutenden fremden Einfluß zu erliegen; in Wirklichkeit halst nur der Schall der fremden Klänge in einer bisher verschlossenen, aber nun geöffneten Kammer seiner Seele wider.

(Fortsetzung folgt.)